

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Krieg am Rhein im Jahre 1870

Grabowski, Stanislaus

Berlin, [ca. 1870]

Siebtens Kapitel. Die Erstürmung von Weißenburg und die Schlacht bei
Wörth

[urn:nbn:de:bsz:31-241586](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241586)

Siebentes Kapitel.

Die Erstürmung von Weiskenburg und die Schlacht bei Wörth.

Den beiden Brüdern sollte es nicht vergönnt sein, nebeneinander zu kämpfen; der Husar gehörte zu der ersten Armee, welche General von Steinmetz befehligte und die sich auf die Festung Coblenz stützend, sich im südlichen Theile der preussischen Rheinprovinz sammelte; das Regiment, bei dem Frisch stand, war der dritten Armee unter Führung des Kronprinzen zugewiesen worden, die sich aus preussischen, bairischen, württembergischen und badischen Truppen zusammensetzte und längs des Oberrheines an der Grenze des Großherzogthums Baden und in der südlichen Pfalz aufgestellt war. Der Kronprinz hatte sein erstes Hauptquartier in Speyer genommen und er erließ von da aus den ersten Tagesbefehl am 30sten Juli:

„Soldaten der dritten Armee! Von Sr. Majestät dem König von Preußen zum Oberbefehlshaber der dritten Armee ernannt, entbiete ich den von heute ab unter meinem Befehle vereinigten k. preussischen, k. bairischen, k. württembergischen und grh. badischen Truppen, meinen Gruß. Es erfüllt mich mit Stolz und Freude, an der Spitze der aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes vereinten Söhne für die gemeinsame nationale Sache, für deutsches Recht, für deutsche Ehre gegen den Feind zu ziehn. Wir gehen einem großen und schweren Kampfe entgegen, aber in dem Bewußtsein unseres guten Rechts und im Vertrauen auf Eure Tapferkeit, Ausdauer und Manneszucht ist uns der siegreiche Ausgang gewiß. So wollen wir dem festhalten in treuer Waffenbrüderschaft, um mit Gottes Hilfe unsere Fahnen zu neuen Siegen zu entfalten für des geeinigten Deutschlands Ruhm und Friede.“

Die Waffenbrüderschaft, auf welche der Kronprinz hinwies und welche bald die ernste Bluttaxe empfangen sollte, bewährte sich jetzt schon äußerlich an allen Orten, wo die verschiedenen Truppentheile in Berührung traten, und mehr noch durch den

einnüthigen Geist, der sie für denselben Zweck befehle. Wenn man sich, zweifellos nur ungern, daran erinnern will, daß sich dieselben Soldaten wenige Jahre zuvor feindlich gegenüberstanden, so muß man sich verwundern, wie der alte unnatürliche Groll so schnell erloschen und vergessen sein konnte, daß sie sich jetzt jubelnd nebeneinander stellten, um in der Bekämpfung eines anderen gemeinsamen Feindes zu wetteifern, und sich gegenseitig mit Leib und Blut zu unterstützen, und daß dies eben möglich war, beweist am besten die Heiligkeit, das Volksthümliche, des neuentbrennenden Kampfes, und bietet die sicherste Garantie dafür, daß endlich die langersehnte Zeit gekommen ist, aus der sich ein einiges, mächtiges Deutschland erheben wird, das den ersten Rang unter den Völkern der Erde einnimmt.

Schon in den letzten Tagen des Juli hatten auch auf der Rheinlinie von Rehl an bis Lauterburg, also vom badischen Gebiete aus, keine Vorpostenkämpfe und Scharmügel stattgefunden, die für das Allgemeine nicht bedeutungsvoll waren, aber doch dazu beitragen, das Vertrauen der deutschen Soldaten zu stärken, denn sie blieben fast immer im Vortheile, so bei Selz eine kleine Patrouille badischer Dragoner gegen Chasseurs à cheval, bei Stürzelbrunn am 2. August preussische und bairische Reiter in größeren Abtheilungen; auch die Infanterie hatte an verschiedenen Orten keine Feuergefechte.

Abgesehen von der weiter südlich liegenden Festung Straßburg, wurde von beiden Seiten von Weißenburg als ein wichtiger Punkt in das Auge gefaßt und war auch französischerseits durch die Division Douay, die Avantgarde des Mac Mahon'schen Corps, stark besetzt worden.

Diese an der Lauter und am Fuße der Vogesen gelegene, sehr gewerbfleißige Stadt von etwa sechstausend Einwohnern, ehemals eine französische Grenzfestung und erst seit 1867 durch kaiserliches Dekret für eine offene Stadt erklärt, hat schon in den deutsch-französischen Kriegen des vorigen Jahrhunderts keine unbedeutende Rolle gespielt, indem bei ihr (1706) durch Marschall Villar's die berühmten Weißenburger Linien gegen die Einfälle der Deutschen von Landau aus angelegt wurden, eine sich längs der Lauter mitlenweit erstreckende Reihe von Erdchanzen; im Oktober 1793 eroberte sie der österreichische General Würmsfer, zwei Monate

darauf nahm sie der französische General Bichegu den Oesterreichern und Preußen in blutigem Gefechte wieder ab.

Diese Schanzenreihe war jetzt ziemlich verfallen, und Weissenburg konnte auch nicht mehr für eine Festung gelten, setzte durch seine alten Befestigungen, bestehend in Graben, Wall und Mauer, einem Sturmangriffe aber doch noch recht bedeutende Schwierigkeiten entgegen; im Thale liegend, wird es von den französischerseits dahinter liegenden Höhen, besonders dem Gaisberge, der steil bis gegen zweihundert Fuß aufsteigt, vollständig beherrscht. Die Franzosen hatten dieses ihnen günstige Terrain zu einer sehr starken Vertheidigungsstellung eingerichtet; anfänglich war die Stadt von ihnen gar nicht besetzt, aber auf den Höhen hatten sie ihre Artillerie placirt und für dieselbe, wie für die Infanterie Brustwehren aufgeworfen, dahinter ihre Zeltlager aufgeschlagen.

Bairische Vorposten standen am anderen Ufer der Rauter. Schon vor dem 27ten Juli, ehe die Douay'sche Division diese Stellung eingenommen hatte, war von Weissenburger Einwohnern, die im Allgemeinen einen fanatischen Haß gegen die Deutschen zeigten, auf bairische Soldaten hinterrücks geschossen worden, was dazu Veranlassung gab, daß an genanntem Tage ein bairischer Offizier als Parlamentair vor der Stadt erschien und, in dieselbe eingelassen, dem Bürgermeister mit sehr ernsten Repressalien drohte.

Das allgemein giltige und bekannte Völkerrecht besagt, daß im Kriege eine offene Stadt möglichst geschont werden soll, wenn ihre Einwohner sich gegen die Truppen nicht offenbar feindlich verhalten, — man weiß bereits, daß die Franzosen diesen humanen Grundsatz bei Saarbrücken keineswegs beachteten, — daß aber auch die volle Strenge des Kriegsgesetzes gegen Diejenigen in Anwendung kommen soll, welche, ohne dazu berufen zu sein, die Waffen in die Hand nehmen. Der Parlamentair entledigte sich seines Auftrages, die Weissenburger Bürgerschaft hierauf warnend aufmerksam zu machen, und kehrte dann ungehindert wieder zurück; mit verbissenem Grolle hatte man diese Warnung aufgenommen, und schon die nächsten Tage erwiesen, daß dieselbe Nichts gefruchtet habe, denn sobald die französischen Truppen anrückten und die bezeichnete Vertheidigungsstellung einnahmen, hielten sich die Franzosensreunde für ganz gesichert und spotteten über die Deutschen.

Der Elfaß ist ein altdeutsches Land, und seine Einwohner reden noch, wenn auch in eigenthümlich französischem Jargon, die deutsche Sprache; viele alte deutsche Sitten haben sich bei ihnen erhalten, aber in der Mehrzahl sind sie dem Deutschthum untreu geworden, und wir wollen so gerecht sein, ihnen dies auch nicht allzusehr zu verdenken, denn es gab ja eine lange Zeit, in der die innere Zerrissenheit und Machtlosigkeit Deutschlands wahrlich nichts Verlockendes für sich hatten. Es läßt sich nicht leugnen, daß die französische kaiserliche Regierung viel gethan hat, durch Begünstigung von Handel und Gewerbe den Wohlstand ihres Volkes zu heben, besonders den der unteren arbeitenden Klassen, und gerade der Elfaß ist dabei nicht zu kurz gekommen. Die wohlhabende Bourgeoisie ist mit ihren Sympathien immer bei der bestehenden Regierung, wenn dieselbe nur ihre materiellen Interessen schützt oder gar befördert, sie wollte daher schon längst Nichts mehr von Deutschland wissen; dem Arbeiterstande, der in dem fabrikreichen Elfaß so zahlreich vertreten ist, hat die kaiserliche Regierung stets geschmeichelt und wohl auch sein wahres Wohl im Auge gehabt, nur der Bauernstand hat sich noch einige Anhänglichkeit, die hauptsächlich in der Sprache wurzelt, für die ehemalige Nationalität bewahrt, aber man konnte dieselbe auch nicht zu hoch anschlagen, und als die Frage jetzt so peremptorisch herantrat: „Ob Deutsch, ob Französisch?“ — gab es in diesen Landestheilen wohl nur Wenige, die nicht die letztere Fahne hochgehalten hätten. Das lag allerdings hauptsächlich daran, daß man die Leute gelehrt hatte, deutsches Wesen und deutsche Kraft zu mißachten, daß der Schwindel, den das moderne Kaiserreich in allen Beziehungen um sich verbreitete, auch sie bestach und blendete, und jetzt, wo der Krieg entbrannte, kam noch ein neuer Faktor von großem Einflusse in das Spiel. Die katholische Geistlichkeit nämlich, die auf den ältesten Sohn der alleinigmachenden Kirche, wie sich die Herrscher Frankreichs von jeher zu nennen beliebten, jedenfalls mehr Hoffnungen für ihre eigenen Interessen setzen konnte wie auf das protestantische Preußen, ließ es sich sehr angelegen sein, in den untersten Volksklassen, deren Bildung in Frankreich nie besonders gepflegt worden ist, einen religiösen Fanatismus zu erwecken, der zu wahrhaft schauerlichen Begriffsverwirrungen führen sollte; nach dem alten jesuitischen Grundsatz: „der Zweck heiligt die Mittel“ — wurde vielfach der

„heilige Krieg gegen die Ketzer“ gepredigt und es als ein sehr verdienstliches Werk dargestellt, wohl auch im Voraus dafür Absolution ertheilt, wenn man dazu beitrüge, die Letzteren von der Erde zu vertilgen; daher kamen die heimtückischen Angriffe auf deutsche Soldaten, wie sie sich die Weissenburger zu Schulden kommen ließen, die alles menschliche Gefühl empörenden Schandthaten gegen Verwundete und einzelne Versprengte, von denen weiterhin noch die Rede sein wird.

Sobald die Marschordre für das Regiment, bei dem Fritz von Hellendorf stand, eingetroffen war, lag ihrer Ausführung auch Nichts mehr im Wege. Alles war darauf vorbereitet gewesen, und schon am nächstfolgenden Abende führten mehrere dicht aufeinander folgende Trains diesen Truppentheil auf der Eisenbahn nach Süden in die Pfalz hinein.

Es ist überflüssig, von der Neiselust dieser Offiziere und Soldaten zu sprechen, da wir dieselbe früher schon im Allgemeinen geschildert haben; kein Regiment, keine Compagnie stand den andern darin zurück; sie wollten es sich womöglich noch zuvortheil und je eher desto lieber an den verhassten Feind kommen, der sie zu verspotten gewagt hatte.

„Wir wollen ihnen zeigen, daß wir Preußen sein!“ hieß es. „Nur immer drauf bis Paris!“

Fritz von Hellendorf war auch in der gehobenen Stimmung; er hatte Eugenie de Montronge nicht vergessen, aber ihr Bild erblickte doch bedeutend vor den frischen, aus der nächsten Gegenwart gegriffenen, die nun Schlag auf Schlag wie in einem Kaleidostop wechselten.

Auf die rasche Eisenbahnfahrt folgten Märsche und Divouals, manche Beschwerden, manche lustige Scene; der frische Soldatengeist zählt nur die letzteren.

Man stand in der Gegend von Hagendach, als die Nachricht eintraf, daß der erste ernste Zusammenstoß bei Saarbrücken stattgefunden habe; man dachte nicht daran, ihn als eine Niederlage zu betrachten, denn es fehlte nicht an einer genauen Auseinandersetzung der wahren Sachlage, und die Aussicht, an den Franzosen Nebanche zu nehmen, stand nahe bevor; fast gleichzeitig kam der Befehl zum Vormarsch!

In der Nacht vom 3. zum 4. August bivouacirten die preu-

stehen Truppen; den rechten Flügel der Avantgarde der dritten Armee bildete die bairische zweite Division unter Befehl des General von Hartmann, ihre Spitze führte General Graf Bothmer. Die Hitze der letzten Tage hatte die Truppen nicht wenig angegriffen; bald nach Mitternacht begann der Regen zu stürzen und durchweichte die Landwege derartig, daß selbst die Infanterie Mühe hatte, auf ihnen fortzukommen.

Um vier Uhr Morgens brachen sowohl die Baiern wie die Preußen aus ihren Bivouaks auf, und erstere marschirten direkt auf Weissenburg. Da wo kurz vor dieser Stadt, hinter dem Dorfe Schweighofen die Höhen sich ziemlich steil in das Thal hinabsenkten und mit Weingärten bedeckt sind, trafen die bairischen Jäger zuerst auf Turcos und Zouaven. Sie überraschten dieselben vollständig — man sagt, beim Kesselwaschen — und warfen sie durch ein heftiges Büchsenfeuer rasch und ohne erheblichen Widerstand zu finden, zurück auf die Stadt. Es konnte geradezu unbegreiflich erscheinen, wie die gerühmte französische Armee ihre Vorhut so nachlässig angestellt hatte, würde dies nicht durch ihr übermüthiges Vertrauen erklärt, daß die Deutschen gar nicht wagen könnten, sie anzugreifen.

Dieser erste Angriff war Morgens acht Uhr erfolgt; die bairische Artillerie fuhr nun sofort gegen das östliche Thor der Stadt auf und begann es heftig zu beschießen, wodurch es auch gesprengt und die Mauerpfiler und der Thurm theilweise zerschmettert wurden; die Kugeln schlugen in die Stadt hinein, wo eine wilde Unordnung nach dem ersten Alarm zu herrschen schien, und richteten auch dort vielen Schaden an.

Die bairische Infanterie, dies benutzend, drang rasch vor, ward die sich ihr zuerst gegenüberstellenden Franzosen zurück und befand sich schon mitten in der Stadt, als General Douay ihr geschlossene, ansehnliche Streitkräfte entgegenführte, die ein weiteres Vordringen nicht allein aufhielten, sondern auch die bereits gewonnenen Vortheile wieder zu vernichten drohten.

Es war ein hitziges Straßengefecht, und die Baiern, die wie Löwen fochten, wurden schon sehr bedrängt, sie mußten Haus für Haus nehmen oder vertheidigen, sie bedurften auf das Nothwendigste ansehnlicher Verstärkungen gegen die große Uebermacht. Bald nach neun Uhr war der Kronprinz von Preußen, der,

mit den preussischen Truppen im Anmarsche begriffen, den Rattondenner gehört hatte, in Begleitung seines Stabes, dessen Chef der aus dem Kriege von 1866 rühmlichst bekannte General von Blumenthal war, auf den Höhen bei dem Dorfe Schweigen erschienen, die unmittelbar nordöstlich vor Weissenburg liegen, und leitete von hier aus, wo sich das ganze Gefechtsfeld übersehn ließ, den raschen Vormarsch und dann den Angriff der preussischen Truppen, schlesischer und böhmischer Infanterieregimenter und Jäger, in der Reserve Truppen des eilften (hessischen) Armeecorps.

Sobald diese braven Truppen, die, wie die Baiern, bei ihrem Vormarsche mit den schlechten Wegen kämpfen mußten, das Feuern vernommen hatten, eilten sie mit Anstrengung aller Kräfte vorwärts und trafen gerade noch zeitig genug auf dem Schlachtfelde ein, um ihren braven Bundesgenossen die ersuchte Hülfe zu bringen. Die preussische Artillerie eröffnete ihr wohlgezieltes Feuer, theils gegen den Bahnhof vor der Stadt, theils gegen die starken Positionen hinter derselben. Zwei Regimenter griffen die Stadt von der Seite her an, nahmen den Bahnhof, der hauptsächlich von Turcos vertheidigt wurde, drangen in die Stadt und machten den Baiern Luft. In dem heißen Straßengefechte wurden viele französische Abtheilungen abgeschnitten und zahlreiche Gefangene gemacht; obgleich die Soldaten durch den Graben bis an die Brust im Wasser vordringen mußten, hielt sie Nichts auf, und die Stadt war bald von den Franzosen geräumt. Leider hatten sich auch viele Bürger an dem Kampfe betheiliget, und man wird es den darüber erbitterten Soldaten schwerlich verdenken können, daß sie ein strenges Strafgericht übten. Die Stadt litt deshalb sehr; viele Häuser waren durch die Artillerie zerstört worden, und mancher unberufene Kämpfer oder solche Glende, die sich in ihrem rasenden Fanatismus auf verwundet liegende Soldaten stürzten, um sie zu morden, wurden schonungslos niedergemacht. Die Straßen von Weissenburg sollen in den nächsten Tagen einen Entsetzen erregenden Anblick dargeboten haben.

Mit der Einnahme der Stadt war aber der Kampf noch lange nicht entschieden.

Die von General von Kirchbach, dem Commandeur des 5ten (Böhmischen) Armeecorps, der in diesem Kampfe selbst eine leichte Verwundung an der Wange erhielt, geführten Truppen hatten sich

in die rechte Flanke der Franzosen geworfen und drangen nun überall mit dem Rufe vor: „Drauf Ihr Preußen! Hoch lebe unser König Wilhelm!“ theilweise auch unter dem Gesange des Liedes: „Die Wacht am Rhein.“

Die Franzosen empfangen sie aus ihren vortheilhaften, hochgelegenen und befestigten Stellungen mit einem furchtbaren Feuer, das Verwüstungen anrichtete, wie man sie bis dahin in allen Kriegen der neuesten Zeit kaum kennengelernt hat. Der preußische Angriff hatte bei dem Dorfe Schweigen begonnen und richtete sich nun gegen die Höhen südöstlich der Stadt, besonders den Gaisberg, auf dem sich ein mit steinernen Mauern umgebenes Gehöft befand.

Das Königsgrenadierregiment Nr. 7 zeichnete sich ganz besonders aus, wiewohl auch alle übrigen Truppentheile, Preußen und Baiern, ganz unvergleichlich kämpften. Ersteres stürmte in Compagniekolonnen, anfänglich ohne einen Schuß zu thun, gegen die Höhen der sogenannten Schafenburg, deren bastionsartige Verschanzungen mit Infanterie gespickt und mit einer Mitrailleusenbatterie besetzt waren.

Die letztere that nicht so viel Schaden, als man erwartet haben mochte, aber das Feuer, das den Braven entgegenkam, war dennoch so verheerend, daß sie eine unverhältnißmäßige Menge von Todten und Verwundeten zurücklassen mußten, ehe sie auf die Höhe gelangten; sämmtliche Stabsoffiziere des 7ten Regiments blieben todt oder verwundet bei dem Sturme.

Der französische Divisionsgeneral Abel Douay, verzweifeln über das Zurückweichen seiner Soldaten, andererseits die Indisciplin, mit der sie in wilder Wuth wieder regellos vorzudringen suchten, warf sich hier persönlich den Preußen entgegen; man sagt, er habe den Tod gesucht, und er wurde ihm, indem eine Kanonenkugel — sie soll aus einem bairischen Geschütze abgefeuert worden sein, — ihm das Bein zerschmetterte, fast augenblicklich.

Als die Deutschen erst oben auf den Höhen waren, hörte die französische Bertheidigung auch auf; ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Soldaten aller Waffengattungen, und an einen Rückzug in voller Ordnung war nicht mehr zu denken. Das preußische 5te Jägerbataillon erbeutete die erste Kanone in diesem Feldzuge, die Husaren nahmen ein ganzes Zeltlager fort; in dem

siebenstündigen heißen Kampfe wurden über achthundert Gefangene gemacht, aber ungeheuer war auch der Verlust der Preußen und Baiern, die sich, nach erster ungefährer Berechnung, auf Neunhundert bezifferte.

Aber es war der erste Sieg der deutschen Waffen in diesem Kriege, und der moralische Eindruck desselben ließ sich für beide Parteien gar nicht hoch genug anschlagen. In dem deutschen Lager herrschte ein gewaltiger Jubel, und er trug sich weithin über alle deutschen Länder. König Wilhelm telegraphirte noch am demselben Tage von Mainz aus an seine hohe Gemahlin in Berlin.

„Unter Finken's Augen heute einen glänzenden, aber blutigen Sieg erfochten durch Stürmung von Weißenburg und des dahinter liegenden Gaisberges. Ich u. s. w. Gott sei gepriesen für diese erste glorreiche That! Er heisse weiter! Die Königin erhielt dieses Telegramm bei der Rückkehr von einer Spazierfahrt und ließ es sogleich vom Balkon des königlichen Palais der sich schnell ansammelnden Volksmenge vorlesen, es wurde mit grenzenlosem Jubel aufgenommen. Die Verstimmung, welche die ersten Nachrichten von Saarbrücken zu erzeugen nicht umhin gekonnt, war auf einmal wieder gewichen, und man sah an der Zukunft mit vollkommenem Vertrauen fest gegen die brave Armee hatte sich bewährt, und der lächerliche Nimbus der Unbesiegbarkeit, mit welchem man von Paris aus die französischen Waffen umgeben, war mit einem Male durch die Wirklichkeit zerbrochen. Die bald darauf eintreffenden näheren Nachrichten über dieses Gefecht, sowie die nur so schnell darauf folgenden Thaten, bestärkten diese glückliche, begeisterungsvolle Stimmung, und in allen deutschen Städten und Dörfern sprach sich das innigste Dankgefühl für den greisen König, der jetzt an der Spitze des einzigen Deutschlands stand, den ritterlichen Kronprinzen und die tapfere Armee in aus dem tiefsten, freudigsten Herzen kommenden lauten Ovationen aus.

Welche Bestürzung, welche Verzweiflung, dagegen in Frankreich, dessen hochfahrender Stolz, dessen venonimistische Siegesgewisheit auf einmal, durch diese für unmöglich gehaltene Thatfache gedemüthigt wurde! Man hatte dort kaum Zeit gehabt, den ersten Schlag zu vernehmen, als auch schon die Nachricht von einem

noch viel Bedeutenderen eintraf, dem Doppelschlage von Saarbrücken und Wörth! — Aber wir wollen die Reihenfolge der Ereignisse festhalten.

Am 4. August überschritt auch die badenische Division unter Führung des Generals von Beyer, eines aus dem Jahre 1866 wohlbekannten preussischen Offiziers, bei Ramerburg die französische Grenze, und bei einer gegen Elz unternommenen Reconoscirung kam es zu einem kleinen Gefechte, in dem ein Offizier und einige Mann fielen; am folgenden Tage folgte sie, die Reserve bildend, über Weissenburg.

Der Kronprinz hatte seinen Vormarsch gegen Südwesten mit den Preußen, Baiern und Württembergern, die inzwischen auch herangekommen waren, schon am Morgen des 5. August fortgesetzt. Ueberall traf man auf Verwundete und Leichen, welche die Franzosen in der Eile des Rückzuges nicht mitzunehmen vermocht hatten, auf ausgeprägte Bagagenwägen, fortgeworfene Waffen und Versprengtes, die in großer Zahl noch nachträglich zu Gefangenen gemacht wurden; so daß sich die Zahl derselben und die Beute noch viel höher herausstellten, als man zuerst angenommen hatte. Die Straßen boten Bilder des herzzerreißendsten Elends dar, Dörfer und Häuser waren meistenthails von ihren Bewohnern verlassen, welche sich einbildeten, daß die Deutschen, besonders die Preußen, als die unerbarmlichsten Mörderer und Mordbecken haufen würden; zum Theil pflichteten sie mit Weib und Kind, sowie allen Habseeligkeiten, die sie aufstuden konnten, dieser in das Land gegen Straßburg Hin; zum Theil versteckten sie sich in die Wälder, und es gab Viele unter ihnen, die von dort aus die einzeln zurückbleibenden Verwundeten und Kranken überfielen, mordeten und ansplünderten.

Der Kronprinz war entschlossen, ohne Zögern das Mac-Mahon'sche Corps anzugreifen, welches sich am Fuße der Vogesen aufgestellt hatte, um die Uebergänge der letzteren und die von der Festung Wisch über Reichshausen und Hagenau nach Straßburg führende Eisenbahn zu decken.

Der Name Mac-Mahon's, Herzogs von Magenta, ist neuerdings so oft in Deutschland genannt worden, und spielte in der französischen Armee auch eine so große Rolle, daß wir der Per-

sönlichkeit dieses Generals wohl besonders einige Zeilen widmen dürfen.

1808 geboren zu Sully bei Autun, wurde Marie Edmé Patrice Maurice Mac-Mahon, dem Namen nach aus einer irischen Familie stammend, auf der Kriegsschule von Saint-Cyr militärisch erzogen und ging dann als Lieutenant mit den ersten Expeditionstruppen nach Algerien; von dort bald wieder zurückkehrend, machte er die Belagerung von Antwerpen mit, wurde abermals nach Afrika geschickt, zeichnete sich als Capitain bei Constantine aus und avancirte rasch zum Brigadegeneral, als welcher er das Militairgouvernement der Provinz Oran, dann von Constantine führte. Als Divisionsgeneral führte er 1855 Verstärkungen nach der Krim und wurde hier erst weiter bekannt durch die heldenmüthige Erstürmung des Malakoff, die ihm auch als Auszeichnung die Senatorenwürde einbrachte. Noch einmal focht er gegen die Kabylen und erhielt dann im italienischen Kriege gegen Oesterreich die Führung des zweiten Armeecorps, mit dem er am 4. Juni 1859 den Sieg bei Magenta entschied. Der Kaiser ernannte ihn auf dem Schlachtfelde zum Marschall und Herzog von Magenta. Nach dem Frieden befehligte er die große Armeedivision von Lille. Man wird sich erinnern, daß ihn vor einigen Jahren auch eine diplomatische Sendung nach Berlin führte. 1864 wurde er an Stelle Marschall Pelissier's Gouverneur von Algerien, wo er die von dem Kaiser beabsichtigten Reformen durchzuführen sich eifrig bemühte. Neben Marschall Canrobert, der sich der besonderen Zuneigung der französischen Soldaten erfreute, galt er als der tüchtigste General der Armee sowohl bei dieser selbst wie im Auslande, und jetzt war ihm auch der wichtigste Posten und das schönste Armeecorps, dabei die algerischen Truppen, von denen Napoleon sich so viel versprach, anvertraut worden.

Nach Mac-Mahon's eigenem Berichte hielt er seine vier Divisionen folgendermaßen aufgestellt: die erste mit dem rechten Flügel vor dem Dorfe Froschweiler, mit dem linken an ein Gehölz bei Reichshofen gelehnt, die dritte auf den Höhen neben Froschweiler bis gegen Gersdorf und zwischen Froschweiler und Elsaßhausen, rechts davon die vierte Division in gebrochener Linie über Gunstädt und Niederbromm, dahinter noch eine Division vom Corps des

Marschalls Camrobert. In Reserve standen die zweite Division und die Cavallerie, dabei eine Kürassierdivision.

In dieser Weise hatten die Franzosen in einem Halbkreise von zwei bis drei Stunden Ausdehnung die Höhen besetzt, die bis zu zweihundert Fuß steil aufsteigen, meistens mit Wein bepflanzt und oben dichtbewaldet sind. Der Angriff, wenn man von Weissenburg kam, mußte aus dem Thale erfolgen, welches das französische Feuer vollständig bestreichen konnte, selbst die Höhen bei Wörth und Gersdorf, welche von den vorgenannten weit überragt werden, waren dem letzteren ausgesetzt und theilweise durch den rechten französischen Flügel noch eingenommen. Es war eine furchtbar starke Stellung, überdies noch auf das Beste künstlich befestigt, so daß sie fast unnehmbar erscheinen konnte; im Thale vor ihrem Centrum floß der Sauerbach. Noch ein anderer Vortheil für sie bestand darin, daß die Eisenbahn den Franzosen auf das Bequemste Verstärkungen zuführen konnte, was auch in der That noch während des Kampfes geschah, der am Morgen des 6. August hier entbrennen sollte.

Nach einer Berechnung, die wir als richtig annehmen können, setzte sich das Corps Mac-Mahon's, ungerchnet die Verstärkungen, welche es durch das Corps Camrobert's erhielt, zusammen aus 10 Infanterieregimentern, 3 Regimentern Zuaven und drei algerischer Tirailleurs oder Turkos, 4 Jägerbataillonen und 6 Cavallerieregimentern, überdies einer zahlreichen Artillerie mit Mitrailleur.

Schon mit Tagesanbruch begann die Spitze der preussischen Avantgarde vor dem Flecken Wörth kleine Plänkelein gegen die französischen Vorposten, welche auch diesen Ort besetzt hielten. Die kronprinzliche Armee marschirte um diese Zeit bereits derart auf der von Sulz kommenden Straße vor, daß das preussische 5te Armee-corps, gefolgt von dem 11ten und einem Theile des 3ten, welche bei Weissenburg gefochten hatten, das Centrum bildete, die Baiern den rechten und die Württemberger den linken Flügel; die badische Division deckte die linke Flanke gegen Hagenau hin.

Den preussischen Truppen gelang es, als ihre Colonnen um sieben Uhr Morgens vor Wörth und bei den Gersdorfer Höhen eintrafen und unter kräftigem Feuer ihrer Artillerie sogleich zum Angriffe vorgingen, sich des ersteren Ortes fast im ersten Anlaufe

zu bemächtigen. Der Kronprinz, umgeben von mehreren fürstlichen Persönlichkeiten, die sich seinem Hauptquartiere angeschlossen hatten, leitete persönlich von einer dicht vor Wörth gelegenen Anhöhe das Gefecht.

Die Preußen drangen durch Wörth rasch in das Thal vor und kamen nun in ein sehr hitziges Feuergefecht mit den Zuaven und Turkos, welche die bereits erwähnten Weinberge mit dichten Schwärmen besetzt hatten und hinter sicheren Deckungen ihr Schnellfeuer unterhalten konnten; dazu donnerten von beiden Seiten die Geschütze, und deutlich hörte man das eigenthümliche Knattern — es wurde mit dem Geräusche beim Aufwinden einer eisernen Ankerkette verglichen — der Mitrailleusen hindurch, welche ihren Kugelregen aber meistens wieder verschwendeten.

Auch das Infanteriegefecht erhielt zuweilen einen eigenthümlichen Charakter; die Zuaven und Turkos nämlich suchten dem Feinde dadurch zu imponiren, daß sie sich plötzlich mit wildem Ungestüm und einem förmlichen Geheule auf ihn werfen, um einen Kampf auf das Messer, wie man sagt, Brust an Brust herbeizuführen, wenn er nicht, wie sie früher häufig die Erfahrung gemacht, mehr moralisch als physisch erschüttert durch diese Komödie von so furchtbarem Anschein, sich noch vorher wendet und ihnen das Feld räumt.

Die preussischen Soldaten waren indessen durch ihre Offiziere auf diese Angriffsweise genügend vorbereitet worden; man hatte ihnen gesagt, sie sollten die brüllenden und heulenden Kerle nur auslachen und so nahe herankommen lassen, daß keiner ihrer Schüsse auf dieselben fehlte, und als einen charakteristischen Scherz dürfen wir wohl anführen, daß nach einer solchen Instruktion ein ehrlicher pommerischer Mäusetier auf die Frage, was er und seine Kameraden in besagtem Falle thun würden, ganz ruhig antwortete: „Dann hauen wer se w't Mul.“

Und so machten es die wackeren deutschen Soldaten auch in der That. Das Kunststück der algerischen Truppen scheiterte überall an ihrer Ruhe und Unerblichkeit.

Allerdings gelang es der französischen Artillerie und Infanterie mit vereinten Kräften, die Preußen, denen das Terrain so große Nachteile bot, zweimal zurückzuwerfen und sogar wieder in Wörth einzudringen. Hier kam es auch wieder vor, daß die Ein-

wohner dieses Ortes, sobald die Preußen weichen mußten, aus den Fenstern auf sie schossen und über ihre liegengebliebenen Verwundeten herfielen wie die wilden Thiere, die Unglücklichen dem qualvollsten Tode opfernd; die gerechte Strafe dafür sollte nicht ausbleiben.

Die erste französische Division, welche den linken Flügel bildete, mußte eine förmliche Schwentung machen, um nicht von den rasch vordringenden Preußen umgangen zu werden; der hierher gerichtete Angriff schien aber nur zum Scheine gemacht worden zu sein, denn das kräftigste Vordringen fand gegen das Centrum statt, wohin auch die Artillerie hauptsächlich ihr Feuer richtete; die Franzosen gaben die Zahl der feindlichen Geschütze auf sechszig an.

Einmal mußten die Franzosen ganz sicher glauben, daß die Kraft ihrer Gegner erschöpft sei, denn während ein Theil ihrer Infanterie in das Thal hinabstieg, brach auch ihre Kürassierdivision, eine Reitereschar von imposantem Eindrucke, hervor und versuchte eine Charge. Die preußischen Infanteristen ließen sich aber dadurch nicht schrecken, sondern begrüßten sie auf kurze Distanz mit ihrem Schnellfeuer, und die Artillerie sandte einige Kugeln so glücklich in die dichtgebrängte Masse hinein, daß Pferde und Reiter gliederweise stürzten, und der Rest, kehrt machend, in wilder Flucht zurückjagte, wobei sogar noch ein Theil der eigenen Infanterie übergeritten wurde und wieder zwischen den Bergen und im Walde verschwand.

Der Kampf hatte, hin und her schwankend, in dieser Weise bis gegen ein Uhr Mittags gedauert, als die bairische Division Stefan auf dem Schlachtfelde eintraf. Morgens sechs Uhr aus ihren Bivouaks bei Ingolsheim aufgebrochen, mußte sie auf von Regen durchweichten Landwegen über Lobsan und Lambertskoch unter den größten Anstrengungen marschiren, eilte aber, sobald der Kanonendonner gehört wurde, mit bewunderungswürdiger Energie alle Mühseligkeiten überwindend, vorwärts und fiel dem Feinde sogleich mit aller Kraft in die linke Flanke.

Auf der anderen Seite, dem rechten französischen Flügel, drangen die Württemberger ebenso muthig vor, und etwa um drei Uhr Nachmittags konnte ein gemeinsamer Angriff, die feindlichen Flügel umfassend, erfolgen.

Noch mehr als eine Stunde heftesten Kampfes kostete es, bis

die Höhen erstürmt waren, und die Truppen aller deutschen Landestheile wetteiferten in todesverachtendem Heldenmuth. Nun ging es aber, wenn auch in noch größerem Maßstabe, wieder ganz ebenso her wie nach der Erstürmung des Gaisberges bei Weissenburg; die französischen Corps waren in die vollständigste Unordnung und Verwirrung gerathen und traten auf allen Punkten einen regellosen Rückzug an.

Der Bericht Marschall Mac Mahon's, welcher selbst verwundet worden, besagt über die Entscheidung der Schlacht wörtlich: „Trotz wiederholter ungestümmer Angriffe, ungeachtet des wohlgerichteten Geschützfeuers und verschiedener glänzender Kürassierchargen wurde unser rechter Flügel nach einem mehrstündigen hartnäckigen Widerstande mit Uebermacht geworfen (débordée).“

Der Marschall berichtet nun zwar weiter, daß der auf seinen Befehl angeordnete Rückzug mit großer Ruhe und Ordnung ausgeführt worden sei, aber alle anderen Berichte, private oder officielle, widersprechen dem ganz entschieden und heben ausdrücklich hervor, daß sich sowohl der Truppen wie, in Folge des Anblickes ihres überreichten Rückzuges, auch der Einwohner aller Ortschaften, welche sie passirten, verzweiflungsvolles Entsetzen bemächtigt habe.

Wir sind weit davon entfernt, wie wir uns auch schon früher äußerten, den französischen Soldaten die Tapferkeit, die sie so oft glänzend bewährt haben, abzusprechen; sie hatte sich wieder durch einen beinahe zwölfstündigen Kampf, der den Gegner die bedeutendsten Verluste kostete, bewährt; aber leugnen läßt sich auch nicht, daß eine derartige Panik nach einer verlorenen Schlacht nicht vorkommen dürfte; im Unglücke hat sich der Franzose nie kaltblütig und ausdauernd gezeigt, wie so häufig unsere Deutschen; sein rasches, hitziges Blut, das ihn zu oft bewunderungswürdigem Ungestüme im Angriffe treibt, steigt ihm in den Kopf und macht ihn gewissermaßen blind, wenn er seine Erwartungen getäuscht findet; hat ihn die Nothwendigkeit einmal gezwungen, dem Gegner den Rücken zu zeigen, was seinen Stolz und seine Eitelkeit so tief verletz, dann hat er für die nächste Zeit sich auch selbst verloren.

Die deutsche Cavallerie trat, sobald die Schlacht entschieden war, ohne Verzug die eifrigste Verfolgung an. Bairische Chevaulegers hatten schon während des Gefechtes und im vollen Feuer

drei Kanonen erobert, die Württembergische Cavallerie nahm ebensoviel Geschütze und eine Mitrailleuse, machte eine Menge von Beutepferden und bemächtigte sich einer ansehnlich gefüllten Kriegskasse; auch das Gepäck des Marschalls wurde von preussischen Husaren erbeutet, die dabei, zu ihrem größten Ergötzen, viele Damenartikel fanden.

Gefangene, deren schon während der Schlacht eine große Anzahl gemacht worden, wurden bei dieser Verfolgung zu Hunderten eingebracht, meistens unverwundet, und alsbald nach verschiedenen deutschen Festungen abgeführt. Wir wollen an dieser Stelle gleich sagen, daß der biedere, edelmüthige Kern des deutschen Herzens diesen Gefangenen gegenüber recht deutlich hervortrat.

Daß der Gebildete, die Männer und Frauen der höheren Stände, das Unglück zu achten wußten, ist selbstverständlich ebenso in Frankreich wie in Deutschland; die verhältnißmäßig wenigen Gefangenen, welche in französische Hände fielen, hatten von dieser Klasse Nichts zu befürchten und haben überhaupt keine besonderen Klagen über die Behandlung, welche man ihnen zutheil werden ließ, erhoben, aber der Pöbel machte wenigstens zuweilen Versuche, sie zu insultiren. Jedenfalls sticht die Ausnahme, welche die französischen Gefangenen überall in Deutschland fanden, glänzend dagegen ab. Es ist keine Frage und wird zweifellos auch von ihnen anerkannt werden, daß sie, besonders die Verwundeten, auf ganz dieselbe Theilnahme und Fürsorge rechnen durften, wie in die Heimath zurückkehrende deutsche Soldaten; Niemandem fiel es ein, sie zu verhöhnen, sondern man suchte ihr schweres Loos ihnen durch freundliches Entgegenkommen leichter zu machen; man reichte ihnen auf den Eisenbahnstationen Erquickungen und sprach in der liebevollsten Weise zu ihnen, ohne bedenken zu wollen, daß ihre Kugeln und Waffen vielleicht manchen lieben Angehörigen, der draußen im Felde war, getroffen haben konnten, — man ging darin sogar zu weit, so daß die Presse — und mit vollem Rechte — gegen solche Uebertreibung mahnend auftreten mußte. Als die ersten Gefangenen in Berlin ankamen, wurden sie nicht zur öffentlichen Schaustellung, wie es in Paris doch geschehen ist, durch die sie erwartende Volksmenge geführt, sondern der Gouverneur der Stadt — wir zweifeln nicht, daß dies auf höhere Anordnung geschah oder doch entschieden dort gebilligt wurde, — beschwichtigte durch eine im edelsten Tone

gehaltene Vorstellung die Neugierigen, und selbst die untersten, so oft der Rohheit geziehenen Schichten der dortigen Bevölkerung begriffen diese humanen Beweggründe und murrten nicht darüber, daß ihnen ein Schauspiel entzogen wurde, auf das sie berechtigt gewesen zu sein glaubten.

An die französische Antwort darauf, die Ausweisung der in Frankreich schon seit Jahren lebenden Deutschen, wollte und konnte man kaum glauben, bis die Thatsachen überzeugend sprachen.

Wenden wir nun für eine kleine Weile unseren Blick von den freudetrunkenen Siegern, zu denen wir bald wieder zurückkehren, ab, um zu vernehmen, welchen Eindruck die Ereignisse des 4ten und 6ten August auf das französische Volk, insbesondere die Pariser machten, die ja immer beansprucht haben, die Repräsentanten ganz Frankreichs zu sein.

Das geschlagene französische Corps des Herzogs von Magenta eilte unaufhaltsam bis nach Zabern oder Saverne, fünf bis sechs deutsche Meilen hinter Wörth, zurück, wie die Trümmer des Corps Frossard von Saarbrücken auf der Straße nach Metz. Durch den ganzen Elsaß hatte sich tödlicher Schrecken verbreitet; die Bürger und Bauern, die Nichts zu fürchten hatten, wenn sie sich friedlich gegen die vorrückenden Deutschen verhielten, flohen größtentheils nach allen Richtungen; der Umschlag ihrer Erwartungen war zu überraschend gekommen, sie verwünschten und fürchteten die Sieger, sie verachteten und verfluchten die Besiegten, auf deren Schutz sie sich so fest verlassen hatten.

Viel härter vielleicht noch traf die Nachricht von den deutschen Siegen die übermüthigen Pariser. Wenn jemals ein Volk, das sich in ungebührlichem Stolze vermessen, eine Demüthigung verdient hat, so war diese eine gerechte Strafe für die Pariser, deren große Menge wenigstens soweit über alle Grenzen der Vernunft und des menschlichen Gefühls hinausgegangen war, daß man sich nur mit Jorn und Abscheu von ihren Ausschreitungen abwenden kann. Eine jämmerliche, großmäulige Presse ohne allen sittlichen, inneren Gehalt hatte hier das Volk demoralisirt und verblendet, aber ein solches Volk, das sich in so grober Weise verführen läßt, ist auch nicht einmal des Mitleids und der Entschuldigung werth.

Als die Kunde von dem „großen Siege“ bei Saarbrücken unter den Augen des Kaisers und seines unschuldigen Sohnes,

natürlich in officieller Färbung, nach Paris gelangt war, hatte das thörlige Volk gejubelt; in seinen blöden Augen war Deutschland damit schon unrettbar verloren; es konnte den Mitraillleusen nicht fehlen, die preussischen und süddeutschen Truppen vollständig zu zerschmettern, den wilden Söhnen Afrika's nicht, ein civilisirtes Volk mit allen Schrecken der Barbarei zu züchtigen, — die Pariser konnten ja in weiter Ferne dazu hohnlachen, und ihr Kaiser schließlich das halbe oder besser noch ganz Deutschland in die Tasche stecken; Frankreichs Boden sollte die Schrecken des Krieges nicht tragen, nicht mit Blut gedüngt werden, — Saarbrücken war in den Augen dieser Narren schon das zweite Jena.

Und nun war es auf einmal doch so ganz anders gekommen! — Deutsche Soldaten standen auf französischem Boden, den ihnen die unbesieglige Armee geräumt hatte, natürlich nicht besiegt, sondern nur um strategischer Rücksichten willen! —

Aber diese Strategie des Rückwärts hat doch einen bösen Klang in dem Ohre des Laien; man traut ihr nicht und sieht, trotz der Verhüllung, darin die Niederlage. Man war noch weiter gegangen und hatte selbst den zweiten Zusammenstoß bei Saarbrücken, sowie bei Weißenburg als Siege darzustellen versucht, — ob aus bloßer Börsenspekulation oder in anderer tendenziöser Weise, ist wohl unaufgeklärt geblieben.

Auf den Boulevards herrschte in diesen Tagen ununterbrochene Aufregung, zuerst jubelnde über die vermeintlichen Siege, dann stürmische Entrüstung über die Täuschung, die man große Lust hatte, den Ministern zuzuschieben, die Menge belagerte in drohender Haltung förmlich das Gebäude des Staatsministeriums, und eine am Abende des 6. August erscheinende, von dem gesammten Ministerrathe gezeichnete Proklamation machte auch nicht einen beruhigenden Eindruck. Es hieß darin: „Ihr seid mit Recht erregt über dieses hassenswerthe Manoeuvre. Der Schuldige ist verhaftet (— sein Name wurde nicht genannt —), und die Justiz hat die Untersuchung eingeleitet. Die Regierung trifft die energischsten Maßregeln, damit solche Insamie sich nicht erneuere. Im Namen des Vaterlandes und der heldenmüthigen Armee bitten wir Euch, ruhig und geduldig zu sein und die Ordnung aufrechtzuhalten. Unordnung in Paris wäre der preussische Sieg.“

Aber es kam noch schlimmer; die Nachricht von dem preußi-

schen Siege bei Wörth, wie man ihn auch zu bemänteln suchte, drang doch in das Volk ein und rief theils Entmuthigung, theils einen verzweifelten Schrei der Wuth hervor; man mußte sich entschließen, die Wahrheit wenigstens annähernd zu gestehen.

Am Morgen des 7. August traf die Kaiserin Eugenie in Paris ein und wandte sich mit nachfolgender Proklamation an das Volk:

„Franzosen! Der Beginn des Krieges ist für uns ungünstig gewesen. Unsere Waffen haben eine Niederlage erlitten. Seien wir fest diesem Unfalle gegenüber; beeilen wir uns, ihn gutzumachen. Möge es unter uns nur eine Partei geben, der alle Franzosen angehören. Nur eine Fahne, die unserer nationalen Ehre, möge voranwehen! Ich komme in Eure Mitte. Treu meiner Mission und meiner Pflicht, werdet Ihr mich als die Erste bei jeder Gefahr sehn, wo es gilt, die Fahne Frankreichs zu vertheidigen. Ich beschwöre alle guten Bürger, die Ordnung aufrechtzuerhalten; dieselbe stören, wäre nichts Anderes, als mit dem Feinde conspiriren.“

Der Ministerrath hatte sich bereits in Permanenz erklärt, proklamirte den Belagerungszustand für Paris, — doch wohl schwerlich wegen der noch so weit entfernten deutschen Truppen — und berief die Kammern auf den 9ten zusammen. Man beschloß, Paris in den kräftigsten Vertheidigungszustand zu setzen und alle weisungsfähigen Männer zwischen dreißig und vierzig Jahren für die Nationalgarde einzuziehen; auch viele Freiwillige meldeten sich.

Interessant und der Aufbebung werth ist jedenfalls die Proklamation des Ministeriums vom 8. August:

„Jetzt, Franzosen, haben wir Euch die volle Wahrheit gesagt. Jetzt ist es an Euch, Eure Pflicht zu thun. Ein und derselbe Ruf möge von allen Franzosen, von einem Ende Frankreichs zum andern ertönen! Möge das ganze Volk sich erheben in Hingebung, um großen Kämpfen Stand zu halten. Einige unserer Regimenter sind unterlegen; die ganze Armee ist noch nicht besiegt. Derselbe Hauch der Unererschrockenheit beseelt sie noch immer. Setzen wir der jetzt von glücklichem Erfolge begleiteten Kühnheit des Gegners Zähigkeit entgegen, welche die Geschicke beherrscht! Wie 1792, wie bei Sebastopol mögen jetzt unsere Niederlagen nur die Schule zum Siege sein! — Es

wäre ein Verbrechen, auch nur einen Augenblick an der Wohlfahrt des Vaterlandes zu verzweifeln, noch mehr, nicht zu derselben beizutragen. Bleibt aufrecht also! Aufrecht! Ihr Einwohner der Mitte, des Nordens und des Südens, auf denen nicht die Bürde des Krieges lastet, eilet mit Einmüthigkeit und Glan den Brüdern im Osten zu Hilfe! Möge Frankreich, das in den Erfolgen einig gewesen, noch einiger sein in den Zeiten der Prüfung! Gott segne unsere Waffen!" —

So gestand also dieses Ministerium selbst zu, daß es anfänglich nicht die Wahrheit gesagt, die öffentliche Meinung zu täuschen versucht habe, gelobte Besserung und versiel schon unmittelbar darauf wieder in die Unwahrheit, indem es von einigen geschlagenen Regimentern sprach. Nun, es sollte sich bald genug dem Volke unmöglich gemacht haben.

Es läßt sich nicht leugnen, daß nun, dem drohenden Unglücke gegenüber, ein kräftigerer Aufschwung der Geister erfolgte, und blieb nur abzuwarten, inwieweit sich derselbe bewähren würde, wenn neue Schicksalsschläge die wiedergefaßten Hoffnungen niederschmetterten sollten.

Bald kam die Nachricht an, daß die ganze Armee sich vor Metz bis Nancy hinanz concentriren sollte, um die Mosellinie zu halten, daß Marschall Bazaine der Oberbefehl, den der Kaiser also niedergelegt, übertragen worden sei. Das war ein gewaltiger Rückschritt, vom Rhein bis an die Mosel, — die Pässe der Vogesen mit ihren Festungen, ganz Elsaß und Lothringen ohne weiteren Kampf preisgegeben! — aber die Nothwendigkeit gebot es so, man vertraute dem bewährten militairischen Genie des Marschalls Bazaine.

Wer dagegen vollständig alles Vertrauen verloren hatte, war der Kaiser Napoleon selbst; man sprach kaum noch von ihm oder doch nur mit tieffter Geringschätzung, in der öffentlichen Meinung war das Kaiserreich eigentlich schon begraben, man dachte nur noch an „Frankreich.“

Im gesetzgebenden Körper sprach sich dieses vom Kaiser eingesezte Ministerium in richtiger Erkenntniß der von ihm verschuldeten Situation und zweifellos in der Furcht vor weiterer schwerer Verantwortlichkeit durch den Mund seines Chefs, des Großsiegelbewahrsers Ollivier, dahin aus:

„Es hieße ein Verbrechen gegen das Vaterland begehn, wenn man mit Personenfragen nur eine Minute verlieren wollte. Man mag die Minister mit Vorwürfen überhäufen, wir werden dem gegenüber Stillschweigen beobachten und nur die vorgeschlagenen Maßregeln verteidigen. Die Minister verlangen, daß die Kammern ihnen Vertrauen bewahren. Wenn andere Minister den Ereignissen besser zu begegnen wissen, so mag man uns gehen lassen; aber dann sofort, denn gegenwärtig handelst es sich nicht darum, Reden zu halten, sondern zu handeln.“

Die Kammeru willigten ein, sie ließen die Minister gehn.

In derselben Sitzung, am Abende des 9. August, erhob sich auch schon eine Stimme und verlangte, der Kaiser solle die Leitung der Angelegenheiten niederlegen und in die Hand des gesetzgebenden Körpers stellen; die Linke zollte diesem Antrage Beifall, es entstand stürmische Bewegung, der große Schreier Granier de Cassagnac, der Erzfeind Deutschlands, rief dazwischen, das sei der Anfang der Revolution; ein Redner (Ferry) sagte: „In dieser Stunde tartättscht man Paris nieder!“ — Kératry forderte geradezu, der Kaiser solle abdanken.

Es war ein wilder Sturm, sowohl im Innern des Sitzungs-saales, wie vor demselben, wo Truppen die aufgeregte Volksmenge im Zaume halten mußten. Endlich beschloß man, den Marschall Grafen Palikao, den Befehlshaber des Armeecorps von Lyon, mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu beauftragen, und am folgenden Morgen schon verkündete dieser dessen Liste: Er selbst für den Krieg, Chevreau, Präfekt des Seine-Departements, für das Innere, Magne für die Finanzen, Duvernois für den Handel, Rigault de Genouilly für die Marine, Baron Jérôme David für die öffentlichen Arbeiten, Fürst de Latour d'Auvergne für das Aeußere, Grandperret für die Justiz, Brame für den Unterricht, Buffon-Billault Präsident des Staatsrathes.

Graf Palikao, unzweifelhaft ein sehr energischer Mann und tüchtiger Offizier, war von dem Kaiser eigentlich bestimmt worden, eine besondere Expedition gegen die deutschen Nordküsten durch Vermittelung der Flotte auszuführen, vielleicht eine Landung an der Mündung der Elbe oder Weser, wobei auf die vermeintlichen Sympathien der Hannoveraner gerechnet wurde, aber einstweilen schienen dazu noch keine Truppen und Transportschiffe disponibel gewesen

zu sein, wie die französischen Rüstungen denn überhaupt allerwärts den Charakter größter Ueberstürzung und Unvollkommenheit an sich trugen. Charles Guillaume Cousin-Montauban, geboren 1796 zu Verneuil, hatte sich in nordamerikanischen Kriegsdiensten den Titel eines Obersten erworben, als er sich (1840) bei dem berühmten Boulogner Attentate Louis Napoleon's betheiligte und deshalb vom Pairshofe zu fünfjährigem Gefängnisse verurtheilt wurde. Nachher diente er in der afrikanischen Armee mit Auszeichnung, machte sich aber auch durch seine Grausamkeit gegen die Araber bekannt; als einer der eifrigsten Anhänger des Kaiserthums und persönlicher Freund Napoleon's kommandirte er später die Division zu Limoges und ging 1860 als Oberbefehlshaber des französischen Expeditionscorps nach China, wo seine siegreichen Erfolge ihm den Titel eines Grafen von Palikas verschafften. Die Erstürmung Peking's und die rücksichtslose Plünderung des kaiserlichen Palastes daselbst machten ihm in weiteren Kreisen keinen guten Namen, und selbst in der französischen Armee galt er als ein gewalthätiger und habgieriger Mann, von dem nicht mit besonderer Achtung gesprochen wurde.

Dieses neue Ministerium stellte sich nun sofort ganz auf eigene Füße und ging darin soweit, sich als eine förmliche Regentenschaft zu betrachten, als bald noch schlimmere Nachrichten von der Armee eintrafen; auf den Kaiser und die Kaiserin schien es gar keine Rücksichten mehr nehmen zu wollen. Während es auf der einen Seite mit großer Energie an eine starke Ergänzung der geschlagenen Armee und die vollständige Befestigung von Paris ging, that es auf der anderen einen Schritt, der es in den Augen aller civilisirten und von fanatischer Parteinuth nicht geblendeten Nationen nur tief herabsetzen konnte.

Gleich nach Ausbruch des Krieges nämlich hatte die französische Regierung den vielen Deutschen, welche sich in Frankreich schon seit Jahren dauernd oder nur vorübergehend niedergelassen, alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg zu legen gesucht, wenn sie in ihre Heimath zurückkehren wollten, damit sie — wunderbar! kläglicher Grund! — nicht etwa die deutsche Armee verstärken sollten. Die Gesandtschaft der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika hatte dann den Schutz dieser Deutschen übernommen und ließ sich denselben auch angelegen sein, vermochte aber natürlich nicht zu verhindern, daß besonders in Paris und anderen größeren Städten

zuweisen ärgerliche Ausschreitungen des Pöbels, welche die persönliche Sicherheit dieser Leute bedrohten, vorkamen.

Während die in Deutschland lebenden Franzosen in jeder Beziehung unangefochten blieben und dies auch in voller Anerkennung öffentlich aussprachen, zeigte sich der französische Volkscharakter in jenen Excessen und dem sich persönlich kundgebenden Hass recht kleinlich, ganz unverantwortlich und empörend kann aber nur das Verhalten der Regierung erscheinen, die sich, ohne durch irgendwelche Nothwendigkeit dazu gezwungen zu sein, nicht entblödete, die Ausweisung sämmtlicher in Frankreich lebenden Deutschen anzuordnen.

Mit Entrüstung nahm man diese kaum glaubliche Kunde in Deutschland auf. Mehrere neutrale Regierungen, die ihr ebenso wenig Glauben schenken wollten, ließen durch ihre Gesandtschaften in Paris deshalb anfragen und verwandten sich für die unglücklichen Leute, denen man ohne jede Schonung ihre Existenzmittel nahm und sie mit zahlreichen Familien erbarmungslos über die Grenze jagen wollte.

Diese fremden Mahnungen öffneten den französischen Herren Ministern einigermaßen die Augen darüber, daß Frankreich in solcher Weise nicht an der Spitze der Civilisation marschire, wie das Kaiserthum so oft mit hochtönenden Phrasen behauptet hatte, daß sie sich überhaupt durch eine so harte und ungerechtfertigte Maßregel verächtlich machten. Sie versuchten einzulenken und erklärten öffentlich, man habe diese Anordnung mißverstanden, man wolle unbescholtene Leute, die nicht im Verdachte politischer Umtriebe ständen und zureichende Existenzmittel nachweisen könnten, nicht gewaltfam austreiben.

Aber auch dies blieb wieder eine bloße französische Phrase; in der That erfolgte die Ausweisung, und zu Tausenden kamen die armen Leute, meistens von allen Mitteln entblößt, flüchtig an der deutschen und der Schweizer Grenze an; in beiden Ländern wurden sie allerdings auf das Liebevollste unterstützt, um nach ihrer früheren Heimath befördert zu werden, aber bitter genug hatten sie immer noch unter dieser unerhörten Maßregel zu leiden, die sie der Früchte langjähriger Arbeit beraubte und ihre fernere Existenz gefährdete. Es kamen viele von deutschen Augen ver-

gossenen Thränen auf Frankreichs Haupt, die alte Rechnung zwischen den beiden Nationen wuchs immer höher an.

Höre man dagegen, wie König Wilhelm, nachdem seine Heere bereits siegreich auf französischem Boden standen, in edler Mäßigung eine Proklamation an das französische Volk, datirt aus Saarbrücken vom 11ten August, erließ:

„Wir Wilhelm, König von Preußen, thut den Bewohnern der durch die deutschen Armeen besetzten französischen Gebiets-
theile zu wissen, was folgt: Nachdem der Kaiser Napoleon die deutsche Nation, welche wünschte und noch wünscht, mit dem französischen Volke in Frieden zu leben, zu Wasser und zu Lande angegriffen hatte, habe ich den Oberbefehl über die deutschen Armeen übernommen, um diesen Angriff zurückzuweisen; Ich bin durch die militairischen Ereignisse dahin gekommen, die Grenzen Frankreichs zu überschreiten. Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den Bürgern Frankreichs. Diese werden demnach fortfahren, einer vollkommenen Sicherheit ihrer Personen und ihres Eigenthums zu genießen und zwar so lange, als sie Mich nicht selbst durch feindliche Unternehmungen gegen die deutschen Truppen des Rechtes berauben werden, ihnen Meinen Schutz angedeihen zu lassen. Die Generäle, welche die einzelnen Corps kommandiren, werden durch besondere Bestimmungen, welche zur Kenntniß des Publikums gebracht werden sollen, die Maßregeln festsetzen, welche gegen die Gemeinden oder gegen einzelne Personen, die sich in Widerspruch mit den Kriegsgebräuchen setzen, zu ergreifen sind; sie werden in gleicher Weise Alles, was sich auf die Requisitionen bezieht, festsetzen, welche durch die Bedürfnisse der Truppen als nöthig erachtet werden; sie werden auch die Coursdifferenz zwischen deutscher und französischer Währung feststellen, um so den Einzelverkehr zwischen den Truppen und den Einwohnern zu erleichtern.“

Jeder der Befehlshaber der drei großen deutschen Armeen hatte sich bereits in ganz ähnlichem Sinne ausgesprochen, als seine Truppen die Grenze überschritten und dieselben ermahnt, die friedlichen Einwohner möglichst zu schonen, und selten war unter den deutschen Kriegern wohl ein so rohes Gemüth zu finden, das solche Mahnung nicht mit der größten Bereitwilligkeit, ihr nachzukommen,

in sich aufgenommen hätte; sie vergaß nicht zu bedenken, wie die
Anderen daheim unter der schweren Geißel des Krieges gelitten
haben würden, wenn ihre Tapferkeit dieselbe nicht ferngehalten hätte,
und ihr Mitleid wandte sich den armen Bauern, deren Weibern
und Kindern, welche durch den gerade stattgehabten Mißwachs in
diesen Gegenden und die Opfer, welche sie den großen Truppen-
durchzügen bringen gemußt, zuweilen an den Rand des Hunger-
todes gebracht worden waren, soweit zu, daß sie die ihnen gelie-
ferten Lebensmittel mit ihnen theilten. In den deutschen Grenz-
orten wurden besonders Lebensmittel für das arme elsässische Land-
volk gesammelt und fuhrenweise hinübergeschickt.

Und dennoch kamen jene bereits erwähnten haarsträubenden
Greuel vor, daß nach den Kämpfen bei Weißenburg und bei Wörth
Verwundete getödtet und geplündert wurden; glücklicherweise er-
griffen die Truppen und die vortrefflich organisirte Feldgenos-
senschaft, welche die preussische Armee begleitete, eine Anzahl solcher
unmenschlichen Bestien, darunter einen sechszehnjährigen Burschen,
der einem Verwundeten beide Augen ausgestochen hatte. Man
machte kurzen Prozeß mit ihnen, stellte sie vor ein Kriegsgericht
und erschoss sie, einmal achtzehn, auf einer Stelle. Dennoch hatten
die Franzosen eine wehrlose Stadt nutzlos in Brand geschossen,
feuerten, wie man noch weiterhin hören wird, auf die Verband-
plätze, Aerzte und Verwundete, trieben unschuldige Gewerbetreibende,
fern vom Kriegsschauplatz, mitleidslos aus ihren Städten und
Dörfern! — Was giebt dieser auffällige Gegensatz nicht über den
beiderseitigen Volkscharakter zu denken?! — —

Achtes Kapitel.

Bei der Frau Präsidentin.

In den ersten Tagen des Augusts lastete eine dumpfe Schwüle
über der Stadt Berlin, besonders, seitdem die Nachricht von der
Beschießung Saarbrückens eingetroffen war. Wir sagten schon
früher, warum man vom Hauptquartier auf dem Kriegsschauplatz